

VERDICHTETE ZEUGENSCHAFT

Zitieren als Prinzip im Werk von Elazar Benyoëtz

I

Niemand spricht
auf eigene Gefahr –
alle zitieren;
man tappt nicht gern
allein im Dunkeln¹

Zitat und Zeugenschaft sind bereits etymologisch eng miteinander verbunden: Das lateinische Verb *citare* bedeutet ursprünglich »jemanden in Bewegung setzen, vorladen, herbei-, an-, aufrufen.«² Im Deutschen wurde »zitieren« denn auch zunächst in der Gerichtssprache im Zusammenhang mit Vorladungen verwendet, bevor es im 16. Jahrhundert auf Textproduktion und schließlich auf Literatur übertragen wurde.³

Vor Gericht wie in der Wissenschaft haben Zitate und Zeugen etwas Verdächtiges:

Im Gerichtsaal sollen sie einen Verdacht bestätigen oder widerlegen. Sie füllen die Zeit- und Wissenslücken der Nichtaugenzeugen und korrigieren oder ergänzen die subjektive Sicht von Tatbeteiligten um weitere (wiederum subjektive) Perspektiven. In der Wissenschaft werden Zitate und Zeugen meist aus Skepsis gegenüber der eigenen Argumentationskraft oder Formulierungsgabe angeführt.⁴ In Anleitungen zum

1 Elazar Benyoëtz, Sandkronen. Eine Lesung, Wien: Braumüller 2012, 12.

2 *Cito* [2], in: Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover 1913 (Nachdruck Darmstadt 1998), ausgearbeitet von Karl Ernst Georges, hrsg. von Thomas Baier, bearbeitet von Tobias Dänzer, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2013, 914; *cito* [2]: rege machen, sich rühren machen I) = immer od. rasch in Bewegung setzen od. erhalten.

3 Zitieren, in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, erarbeitet unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer, Koblenz: Edition Kramer 2010, 1619.

4 Diesen Aspekt betont – mit Blick auf die Rechtswissenschaft – Matthias Jestaedt, Autorität und Zitat. Anmerkungen zur Zitierpraxis des Bundesverfassungsgerichts, in: Joachim Jacob/Mathias Mayer (Hg.), Im Namen des anderen. Die Ethik des Zitierens, München: W. Fink 2002, 141–160: »Wer zitiert, verweist auf fremde (oder auch eigene) Autorität, er argumentiert aber nicht in der Sache. Wenn man so will: Der Einsatz von Zitaten verschiebt die Argumentation von der sachlichen auf die persönliche – meinerwegen auch: institutionelle – Ebene.«

wissenschaftlichen Schreiben wird Studenten vom Zitieren abgeraten: Zitierende stehen offenbar im Verdacht, defizitär zu sein.⁵ Am wenigsten problematisch ist das Zitieren, wenn man durch Zitate einen Forschungsstand anzeigt, den man im Fortgang als unzulänglich erweist, so dass sich die eigene Originalität gegen das Zitat abheben kann.

Vor Gericht wie im Hörsaal sind Zitat und Zeugenschaft Lückenbüßer und Nothelfer für menschliche Erkenntnis und Überzeugungskraft. Ihre Autorität wird bemüht, wo die Zitierenden sich selbst nicht genügen – oder befürchten, ihrem Publikum nicht genügen zu können.

Anders in der Literatur. Hier stehen Zitate nicht in Konkurrenz zu den Zitierenden, kann Zitieren gar »als Mittel der Konstruktion und Dekonstruktion des erzählerischen Ich« gelten.⁶ Dies gilt ganz besonders für das Werk von Elazar Benyoëtz. Bei ihm ist Zitieren keine Notlösung, sondern Prinzip, wie er selbst in einem Aphorismus festhält.⁷ Und dieses Prinzip wird immer augenscheinlicher und bedeutsamer: Benyoëtz' Bücher sind komplexe Kompositionen aus eigenen Aphorismen und Zitaten – neben eindeutig ausgewiesenen Zitaten finden sich versteckte, halbversteckte und offene Zitate; Zitate im Zitat; Zitate im Zitat im Zitat; Selbstzitate, erkennbar oder pseudonym; Selbstzitate im Zitat; Briefzitate; Namenszitate. Jedes Buch eröffnet seinen Lesern eine Welt, die bevölkert ist mit Zeugen einer vernichteten Vergangenheit, mit Zeugen der jüdisch-deutschen Geistes- und Kulturgeschichte.⁸ Es kommen Stimmen zu Wort, die von den Nazis zum ewigen Verstummen bestimmt waren. »Brüderlich teilst du mit ihnen den Platz auf deinem Papier« schreibt Lydia Koelle an und über Elazar Benyoëtz, »gibst ihnen das Wort, indem du sie mit ihren Werken in deine Bücher hineinrufst. Du würdest ihnen gerne das Heimatrecht einräumen, aber sie sind nur zu Gast, ein lieber Besuch, aber von weit her. Sie können nicht bleiben, aber sie bleiben haften, haben sich in deinen eigenen Worten

5 So lautet etwa die erste Regel in dem Standardwerk Gordon Harvey, *Writing with Sources. A Guide for Students*, Indianapolis: Hackett 1998, 3: »You should mention or summarize your source unless you have a good reason to paraphrase closely or quote more extensively.«

6 So der Untertitel der Dissertation von Aletta Hinsken, *Ich ist ein Zitat. Zitieren als Mittel der Konstruktion und Dekonstruktion des erzählerischen Ich* (Epistemata 813), Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. Obwohl Hinsken die Funktion des Zitats in einem anderen Genre, nämlich der erzählerischen Popkultur der Postmoderne, untersucht, scheint mir die Formulierung ihres Titels auf das Werk von Benyoëtz übertragbar zu sein.

7 »Meine Zitate sind mir keine Grundsätze, Zitieren aber ein Prinzip«: Elazar Benyoëtz, *Die Eselin Bileams und Kohelets Hund*, München: C. Hanser 2007, 162.

8 Diese Formulierung lehnt sich an Roland Barthes, *Der Tod des Autors*, in: Fotis Jannidis (Hg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart: Reclam 2007, 181–193, 190, an, der postmoderne Texte als »Gewebe von Zitaten« definiert.

verfangen, im Entschwinden ihre fluoreszierende Präsenz an die fragile Gegenwart deiner Worthaltungen gebunden.«⁹

Der Germanist Christoph Grubitz hat dem Thema »Witz und Ethik des Zitierens« bei Elazar Benyoëtz einige Seiten seiner Dissertation gewidmet. Es ist, soweit ich sehe, die einzige Untersuchung zu diesem so wichtigen Aspekt im Werk des Aphoristikers.¹⁰ Grubitz erkennt drei Formen des Zitierens bei Benyoëtz: Allusion, Kontrafaktur und Collage. Dabei hat die Allusion die Rettung der Vorlage zum Ziel, während die Kontrafaktur ihrer Neubestimmung dient.¹¹ Vor allem in der Zitat-Collage aber, die das Werk von Benyoëtz seit den 1990er Jahren zunehmend prägt, sieht Grubitz das Innovative – gerade auch im Gegenüber zu Karl Kraus, als dessen Nachfolger Benyoëtz gern bezeichnet wird.¹² Durch das Nebeneinander von eigenen Aphorismen und Zitaten weiche Benyoëtz von den gewohnten literarischen Verfahren der Intertextualität ab und konstituiere »gemischt-mediale Sequenzen«, in denen das »Prinzip der ›parataktischen‹ Reihung von der Beziehung zwischen Syntagmen auf das Verhältnis von Text und Intertext« übergreife.¹³ Wohl zu Recht sieht Grubitz einen Zusammenhang zwischen der Benyoëtz'schen Zitiertkunst und dem Talmud, in dem auf buchstäblich jeder Seite durch die Kombination von Zitaten ein literarisches Streitgespräch zwischen Mishna, Gemara und späteren Kommentaren inszeniert wird.¹⁴

9 Siehe den Beitrag von Lydia Koelle in diesem Band: »Mein Deutsch, im stechenden Glanz Jerusalems sich windend«, Sprache und Zeugenschaft in Elazar Benyoëtz' Werken *Allerwegs dahin* und *Die Eselin Bileams und Kohelets Hund*, 15–34.

10 Christoph Grubitz, *Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz. Mit einem Geleitwort von Harald Weinrich* (Conditio Judaica 8), Diss. Fribourg, Tübingen: Max Niemeyer 1994, 70–87. Siehe auch Christoph Grubitz, Einsatz und Collage. Zur Aphoristik von Elazar Benyoëtz, in: Jakob Hessing (Hg.), *Jüdischer Almanach* 1993, Frankfurt: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 1992, 162–167.

11 Hierin sieht Grubitz einen entscheidenden Unterschied zu, ja eine »entlarvende Replik« auf Karl Kraus (82): »Abweichend von dem (von Kraus geprägten) modernen Prototyp der phrasenkritischen Kontrafaktur zielt Benyoëtz meist gerade nicht auf eine »depravierte: Überlieferung des alten Worts, sondern lässt es als – immer wieder anders zu belebende – Utopie erscheinen.«

12 Zum Vergleich Kraus-Benyoëtz siehe z. B. Harald Weinrich, Geleitwort, in: Grubitz, Aphoristiker (Anm. 10); Marko Martin, Elazar Benyoëtz: »Die großen Fragen sind nur ohne Antwort groß«, in: ders., *Kosmos Tel Aviv. Streifzüge durch die israelische Literatur und Lebenswelt* (Werke – Welt – Wissen 11), Hannover 2013, 103–108. Andere, wie Harald Fricke, sehen Benyoëtz eher in der Nachfolge Lichtenbergs: Harald Fricke, Lyrische Aphoristik. Laudatio auf Elazar Benyoëtz zur Verleihung des Joseph-Breithach-Preises durch die Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz am 20. September 2004, in: *Lichtenberg-Jahrbuch Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei und Verlag* 2004, 185–189.

13 Grubitz, Aphoristiker (Anm. 10), 87.

14 Elazar Benyoëtz, *Die Eselin Bileams und Kohelets Hund*, München: C. Hanser 2007, 164.

Ich nehme für meine Überlegungen zur theologischen Bedeutung und Würde des Zitierens Aphorismen von Benyoëtz zum Ausgangspunkt, die explizit über das Zitieren sprechen, und versuche diese anthropologisch und theologisch auszudeuten. Da sich die christliche Theologie kaum hermeneutisch mit der Bedeutung von Zitaten befasst hat¹⁵ – obwohl sie seit ihren Anfängen auf Zitaten gründet und ohne das Prinzip des Zitierens kaum denkbar wäre¹⁶ –, kann dieser Beitrag zugleich als eine (bescheidene, exemplarische) Vorstudie zu einer noch ausstehenden Theologie des Zitats, oder treffender: einer Theologie des Zitierens, gelesen werden. Lässt man sich für eine Theologie des Zitierens von Elazar Benyoëtz inspirieren, so muss man sprichwörtlich bei ›Adam und Eva‹ anfangen. Denn Zitat und Zeugenschaft kommen bei ihm im Paradies zur Welt.

II

Evas zweiter Satz war ein Zitat (Genesis 3,3) und es bleibt für das Thema wie für die Folgen des Zitierens grundlegend¹⁷

Der Aphorismus verweist auf eine Ur-Geschichte der Bibel und lässt die Nachlesenden entdecken: Zitat und Zeugenschaft entstehen im Gespräch zwischen Eva und der Schlange. *af-ki amar elohim* – »Ja, sollte Gott gesagt haben?«, so führt die Schlange ungläubig fragend das erste Zitat der Bibel ein, »Ja, sollte Gott gesagt haben: ›Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten?‹« (Gen 3,1, Luther 1984). Biblisch ist die Schlange die Mutter des Zitats. Aber sie erweist sich als falsche Zeugin. Das listigste aller paradiesischen Wesen zitiert ungenau. So wird Eva die erste Zeugin für Gottes Wort, eine Zeugin der Verteidigung, die den Geltungsbereich des Zitates klarstellt: *amar elohim* – »von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt«. Und dann zitiert Eva Gottes Worte – nicht wörtlich, aber wortgetreu (Gen 3,3, vgl. Gen 2,16f.).

Am Anfang der Menschheitsgeschichte – *in principium* – steht ein Zitat-Streit. Das Ringen zweier Zeugen um Wortlaut und Geltung eines göttlichen Wortes. Dass und auf welche Weise dieser Streit ums Zitat nicht folgenlos bleibt, kann man in den folgenden Kapiteln der Bibel

15 Allenfalls zu nennen wäre Jürgen Ebach, *Gott im Wort. Drei Studien zur biblischen Exegese und Hermeneutik*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener 1997.

16 Siehe dazu Christoph Marksches, *Präzisierung und Autorisierung – oder: Ein Blick auf den antiken Umgang mit biblischen Texten als Vor- und Frühgeschichte heutiger Standards von Zitat und Paraphrase*, in: Christian Lahusen/Christoph Marksches (Hg.), *Zitat, Paraphrase, Plagiat. Wissenschaft zwischen guter Praxis und Fehlverhalten*, Frankfurt/New York: Campus 2015, 209–227.

17 Benyoëtz, Eselin (Anm. 14), 164.

nachlesen. Dem Aphorismus zufolge aber ist der paradiesische Zitatentwurf nicht nur folgenreich, sondern grundlegend: Das erste Zitat der Menschheitsgeschichte war verfälscht! Mit der Paradiesgeschichte stehen Zitate wie Zeugen prinzipiell unter dem Generalverdacht falsch zu sein. Zitierende müssen auf ihre Glaubwürdigkeit, Zitate auf ihre Worttreue geprüft werden.

Vielleicht liest man bei Elazar Benyöetz deshalb den Satz: »Alle meine Zitate, auch die getreu wiedergegebenen, wollen an der Quelle überprüft werden«¹⁸; vielleicht verteidigt er deshalb seinen Aphorismus »Was nicht trifft, trifft auch nicht zu« gegen die falsche, aber sich hartnäckig haltende Zuschreibung an Karl Kraus¹⁹; und wohl deshalb haben seine jüngeren Bücher exakte Zitatnachweise in den Endnoten. Dabei geht es weniger um den richtigen Wortlaut, als vielmehr um aufrichtige »Worthaltung«²⁰. Wer die Zitate an ihren Quellen überprüft und Freude an Wortklauberei hat, könnte auf seine Kosten kommen. »Worthaltung« aber will und muss nicht korrekt sein, sondern die Leser auf die Spur des Zitierten locken. Im Zitieren hält der Autor Namen, Werken und Aussagen die Treue, nicht Buchstaben und Wörtern – und darin erweist er sich als Nachfahre Evas.

III

Meine Zitate sind mir keine Grundsätze
Zitieren aber ein Prinzip²¹

Nicht auf die Zitate kommt es an, sondern aufs Zitieren – weniger auf das Produkt (das, wie wir sehen werden, niemals ganz fertig ist), als vielmehr auf die Tatsache des Zitierens und das damit verbundene Selbst-, Welt- und Geschichtsverständnis des Zitierenden. »Dass ich bei mir, in meinen Büchern, Gast sein darf, ist die Freude meines Schreibens. Zu dieser gehört, dass ich vielen anderen Gastrecht gewähren darf. Ich will nicht gesprochen haben, ohne andere vernehmlich gemacht zu haben«, heißt es in *Aberwenndig*, der Neuauflage der Autobiographie.²² Diese Aussage steht in der talmudischen Tradition der Mischna, wonach ein

18 Benyöetz, Eselin (Anm. 14), 164.

19 Elazar Benyöetz, *Allerwegsdahin. Mein Weg als Jude und Israeli ins Deutsche*, Zürich/Hamburg: Arche 2001, 34 mit 215, Anm. zu S. 34.

20 »Worthaltung« – einer der schöpferischen, durch das Werk wandernden Ein-Wort-Aphorismen von Elazar Benyöetz.

21 Benyöetz, Eselin (Anm. 14), 162.

22 Elazar Benyöetz, *Aberwenndig. Mein Weg als Israeli und Jude ins Deutsche*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2017, 32.

Mensch verpflichtet ist, »in der Sprache seiner Lehrer« zu sprechen.²³ Was aber bedeutet diese Tradition im Werk eines jüdischen deutschen Dichters nach der Schoah? Ist das Vernehmlichmachen anderer als Prinzip der Dichtung das Prinzip des Überlebenden, des angeblich Versicherten, dessen, der der Schoah glücklich – oder unglücklich – entronnen ist? »Nie werde ich«, heißt es in *Treffpunkt Scheideweg*, »für andere schreiben, noch geschrieben haben können, als für die Überlebenden unter den Mördern meines Volkes und deren Kindeskinde. Warum ich das tue? Weil es die mir einzig mögliche Weise der Solidarität ist. Es ist mein Auschwitz. Mit Abstand. Mit Verlaub.«²⁴

Im Jahr 1962 verließ Elazar Benyoëtz als erfolgreicher Dichter neuhebräischer Poesie Israel, um im deutschen Sprachraum Material für eine Anthologie deutscher Gedichte jüdischer Autoren zu sammeln. Er wollte sie ins Hebräische übersetzen und so der israelischen Gesellschaft das Erbe jüdisch-deutscher Kultur zugänglich machen. Es war ein verwegener und unerhörter Plan. Benyoëtz stieß bei den Deutschen auf Unkenntnis und Ignoranz, wohl auch auf Scham und Verdrängung im Blick auf die jüdisch-deutsche Literatur- und Geisteswelt. Es musste also zunächst darum gehen, den Deutschen ihr jüdisches Erbe bekannt und bewusst zu machen. Benyoëtz ging nach Berlin, um dort – in der einstigen Schaltzentrale der Schoah – die *Bibliographia Judaica* zu begründen. Gesammelt werden sollten alle Namen, Werke sowie Lebens- und Sterbenswege von Jüdinnen und Juden, die die deutsche Sprache und Kultur seit 1750 geprägt hatten. Es war – zumal in dieser Zeit, als es noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland gab – ein Wagnis, der deutschen Sprache, der Sprache der Mörder, ihre jüdischen Stimmen zurückzugeben. Ein Wagnis, das weder in Deutschland noch in Israel breite Zustimmung fand.²⁵ Nach einigen Jahren ebenso detektivischer wie angefeindeter Arbeit an der *Bibliographia* kehrte Benyoëtz nach Israel zurück und wandte sich der Dichtung, der deutschen Dichtung, zu – er selbst würde vielleicht eher sagen: zwang ihn die deutsche

23 So bereits Harald Fricke, *Der Aphorismus*, Stuttgart: Reclam 1984, 35f. im Blick auf die Gattung des Aphorismus allgemein und, speziell für Benyoëtz, Grubitz, Aphoristiker (Anm. 10), 71.

24 Elazar Benyoëtz, *Treffpunkt Scheideweg. Essays*, München/Wien: C. Hanser 1990, 141.

25 Zur Entstehung und Geschichte der *Bibliographia Judaica* und zu ihrer bleibenden Bedeutung auch für das dichterische Werk von Benyoëtz siehe meinen Vortrag »Die Bibliographia Judaica als Treffpunkt Scheideweg im Werk von Elazar Benyoëtz« auf dem Symposium »Der israelische Dichter Elazar Benyoëtz. Seine literarische und theologische Bedeutung für eine kritische Erinnerungskultur«, erscheint demnächst in dem von Michael Bongardt herausgegebenen Tagungsband. Für die literarische Verarbeitung siehe die Werke *Treffpunkt Scheideweg* (1990), *Brüderlichkeit* (1994) und *Allerwegsdahin* (2001) von Elazar Benyoëtz.

Sprache, sie jüdisch zu verdichten. Benyoëtz überließ die Arbeit an der *Bibliographia* anderen, Deutschen in Deutschland, um im Schatten der Schoah auf Deutsch zu dichten.

Das Bibliographieren aber hat auch in seinem dichterischen Werk Spuren hinterlassen. »Du siehst«, schrieb er kurz nach seiner Rückkehr in einem Brief an Clara von Bodmann, »ich bleibe immer auf dem Boden der *Bibliographia Judaica*.«²⁶ Ob man das »Prinzip Zitieren« im Werk von Benyoëtz als die dichterische Fortführung der *Bibliographia Judaica* verstehen kann? Bibliographieren dient der genauen Bewahrung von Namen und Werken, Zitieren ihrer Aneignung. Im Rückblick scheint es, als sei das Werk von Benyoëtz erst durch die Arbeit an der *Bibliographia Judaica* möglich geworden. Erst eine akkurate Bibliographie ermöglicht das Zitat als Zitat. Der Verzicht auf präzises Bibliographieren wäre der erste Schritt nicht nur zum Plagiat, sondern auch zu Geschichtsvergessenheit – und damit zu Undankbarkeit.

IV

Ich mache das Zitat,
das Zitat ruft mich hervor

Zitieren heißt Enteignen
aber nach eigener Wertschätzung²⁷

Auch die *Bibliographia Judaica* ist eine Verdichtung von Zitat und Zeugenschaft. Eine dichte Sammlung von Namen und Werken, die das Jüdische im Deutschen bezeugen. Aber die Geburtshelfer und Autorinnen der *Bibliographia* treten ganz hinter den Zitierten zurück. Sie wären vergessen, hätte Benyoëtz nicht ihre Namen in *Allerwegsdahin* genannt, bewahrt, bezeugt: der Philosoph Michael Landmann in Basel, der in Berlin wirkende Germanist Eberhard Lämmert und sein judaistischer Kollege Jacob Taubes, vor allem aber die Germanistin Renate Heuer. Mit Blick auf sie schreibt Benyoëtz, die *Bibliographia Judaica* sei »gleichsam das größte Monument, das eine Deutsche aus eigener Verantwortung, unter Einsatz ihrer besten Lebensjahre, dem untergegangenen deutschen Judentum errichtet hat.«²⁸ Die deutsche Germanistin verschwand hinter ihrer bibliographischen Bewahrungsarbeit, einzig in den Vorworten zu wenigen Bänden des Lexikons kommt sie selbst zu Wort. Der israelische Dichter aber sollte mit einem eigenen deutschen Werk hervortreten. So

²⁶ Benyoëtz, *Treffpunkt Scheideweg* (Anm. 24), 121.

²⁷ Benyoëtz, *Sandkronen* (Anm. 1), 12.

²⁸ Benyoëtz, *Allerwegsdahin* (Anm. 19), 64.

arbeiteten sie gemeinsam, wenn auch nicht miteinander, daran, das deutsche Judentum vor dem zweiten und dritten Untergang, dem Untergang im Vergessen und dem der Zukunftslosigkeit, zu bewahren.

An dem Weg vom israelischen Dichter und Sammler deutscher Dichtung zum Dichter deutscher Sprache, wie auch in seinem Werk selbst, tritt zutage, dass Zeugenschaft nicht nur *Bezeugen*, sondern immer auch *Erzeugen* ist. Zitierend schafft sich der Autor ein Gegenüber aus der Vergangenheit, und dieses Gegenüber erst ermöglicht ihn selbst, indem es ihn hervorruft. Diese Wechselwirkung zwischen Zitierendem und Zitierten – ein Berliner Sonderforschungsbereich für Rezeptionsforschung hat dafür kürzlich anhand ganz anderer Beispiele den Begriff der *Allelopoiese*, also der wechselseitigen Erschaffung, geprägt²⁹ – ist auch von theologisch-anthropologischer Relevanz: Sie verweist auf einen Grundgedanken von Martin Buber, wonach das Ich erst an und mit dem Du hervorgerufen wird.³⁰ Allerdings verdeutlicht der Aphorismus von Benyoëtz, dass Identitätsfindung im Angesicht des Anderen nicht zu schlicht gedacht werden darf: Die dialogische Bewegung geht vom Zitierenden aus – »Ich mache das Zitat« – und läuft auf ihn hinaus, aber »nach eigener Wertschätzung«. Das Prinzip des Zitierens basiert auf Enteignung des Anderen. Man könnte es daher als eine Absage an das Prinzip der Kanonizität deuten. Wer zitiert, widersetzt sich dem Verbot etwas auszulassen, zu verändern oder hinzuzufügen. Das Bibliographieren garantiert dabei, dass der oder die Andere trotz enteignender Aneignung als Andere/r erkennbar bleibt, dass also Enteignung nicht Aufhebung des Anderen als Anderes bedeutet. Gerade deshalb aber ist die Enteignung, die sich im Zitieren ereignet, nicht Ausdruck von Anmaßung, sondern im Gegenteil: Dankbarkeit ist Voraussetzung und Ergebnis des Zitierens als Prinzip.

29 SFB 644, Transformationen der Antike – ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels – URL: <https://www.sfb-antike.de> (10.08.2017).

30 Vgl. Grubitz, Aphoristiker (Anm. 10), 74f. mit dem interessanten Hinweis auf die Offenheit für den Leser, nicht nur die dialogische Selbstbestimmung bei Benyoëtz zu lesen, sondern auch das vom »Ich« eingegangene Risiko, »wenn es seine Identität auf ein »Du« hin neu begründet« (75).

Ein Werk wie meins kann nur in Dankbarkeit und mit ihr wachsen. Darum gehören Namen und Zitate zu den Eckpfeilern meiner Poetik³¹

Auch das geringste Zitat ist noch ein Stück Dankbarkeit³²

Dankbarkeit, ein in religiösem Gerede allzu oft gedankenlos gebrauchtes Wort – hier gewinnt es existenzielle Tiefe. Die biographischen Hintergründe dieser Dankbarkeit hat Lydia Koelle beschrieben: Elazar Benyoëtz verdankt sein Deutsch den dickleibigen Literaturgeschichten, die in den Antiquariaten Tel Avivs in den 1950er Jahren billig zu haben waren. In ihnen machte er sich mit Goethe und Mendelssohn vertraut und mit all den anderen, die später seine Bücher bevölkern sollten. Dies war das erste Rüstzeug, um dann, nach der Begegnung mit der Intellektuellen und Autorin Margarete Susman in Zürich, »ins deutsch-jüdische Schattenreich zurückzukehren und das Erbe, für dessen Schwere mir die Schultern noch nicht gewachsen waren, anzutreten«³³. Obwohl dieses Erbe – auch das hat Lydia Koelle deutlich gemacht – mit vielen Zugeständnissen, vor allem mit dem Verzicht auf Ruhm als hebräischer Dichter, einherging, stellt Benyoëtz sein Werk rückblickend unter die Überschrift »Dankbarkeit«. In der Neuauflage seiner Autobiographie, die unter dem Titel *Aberwennig. Mein Weg als Israeli und Jude ins Deutsche* erscheinen wird, zitiert Benyoëtz in den Anmerkungen eine längere Passage des französischen Literaturkritikers Charles du Bos, die auch hier zitiert zu werden verdient, weil sie die Dankbarkeit als geistige Grundhaltung des Zitierens auf großartige Weise in Worte fasst: »Wörtliche Anführungen sind ein Zeichen von geistiger Großherzigkeit. Sie werden völlig verkannt und es ist gut, dass dem so ist, denn die geistige Großherzigkeit ist dazu berufen, verkannt zu werden. Sie deuten auf die den meisten unverständliche Tatsache hin, dass alle die, deren geistige Schuldner wir sind, unser Denken auf allen Wegen begleiten. Wenn man eine gewisse geistige Verfassung besitzt, will man nicht nur Zitate nicht umgehen – nein, man kann es gar nicht, ohne das Gefühl zu haben, dass man mit der undankbarsten Brutalität gerade diejenigen ausschift, deren fernen Ausstrahlungen wir es danken, dass wir eben zu dem Gedanken vorgedrungen sind, den auszudrücken wir im Begriff stehen. Die Beziehungen zu den toten Schriftstellern insbesondere gehören zu den schmerzlichsten

31 Benyoëtz, *Allerwegsdahin* (Anm. 19), 179.

32 Benyoëtz, *Eselin* (Anm. 14), 163.

33 Benyoëtz, *Allerwegsdahin* (Anm. 19), 106.

stechenden, aber auch den feierlichsten, auch den trostreichsten, die ein Geist unterhalten kann: Ich jedenfalls kenne keinen Tag, an dem nicht mehrere von ihnen an meinem Leben mit einem Grad von Intimität teilnehmen, der bis zu Tränen bewegt³⁴. Die oben zitierten Aphorismen sind wohl nichts anderes als eine Verdichtung dieser Gedanken.

Bedeutet nun Dankbarkeit, die den Autor in die Pflicht von Anführungszeichen nimmt, den Verzicht auf künstlerische Autonomie und Originalität? Auch hier bewahrt der Blick auf das Werk von Benyoëtz vor allzu leichtgängigen Annahmen. Seine zahlreichen (und mit den Jahren immer zahlreicher werdenden) Selbst-Zitate verdeutlichen, dass das »Andere« nicht notwendig eine andere Person sein muss. Der Autor kann sich auch selbst je und je zum Anderen werden, den er sich zitierend und in Dankbarkeit neu aneignet. Die dialogische Ent- und Aneignungsbewegung macht selbst vor Selbst-Zitaten nicht halt. Und dies ist ein niemals abgeschlossener Prozess: Nichts ist in Stein gemeißelt und unantastbar, der spielerische Umgang mit allem Gesagten und Geschriebenen wird auch hier zum Prinzip erhoben.

Wer zitiert, macht sich und anderen bewusst, wem er sich verdankt. Für eine Leserschaft, die sich in Literatur und Wissenschaftsprosa an Idealen wie Originalität und permanenter Innovation orientiert, ist es eine Herausforderung, jedes, auch noch das geringste Zitat dem hermeneutischen Verdacht der Dankbarkeit zu unterstellen. Die Bücher von Benyoëtz mit ihrer Zitier- und Anspielungsfreude zwingen ihren Lesern diese Übung geradezu auf – und diese Übung erweist sich, je langsamer je mehr, auch theologisch als lohnend. Durch das Zitieren wird die Buchseite zum Denk- und Sprachraum, der die Grenzen von Zeiten und Räumen in bewusster Ignoranz und Dankbarkeit überwindet.

Dabei macht es den Reichtum, die Komplexität, den Anspruch und auch die Sperrigkeit der Werke von Benyoëtz aus, dass sich seine Zitierkunst aus der jüdisch-deutschen Tradition zwar speist, aber nicht auf sie beschränkt. Die *Bibliographia Judaica* allein reicht nicht aus, um sich seine Collagen verdichteter Zeugenschaft zu erschließen.

So konzertieren etwa auf einer *Sandkronen*-Seite der persisch-islamische Mystiker Abu-Hamid Muhammad al-Ghazali, der Jesuit Ignatius von Loyola, der griechische Philosoph Sextus Empiricus und der protestantische Theologe Karl Hase gemeinsam mit dem Autor über die Bedeutung von Atem und Zahnhygiene für das Gebet:

34 Zitiert nach: Ernst Robert Curtius, *Kritische Essays zu europäischen Literatur*. Zweite, erweiterte Auflage, Bern: A. Francke 1954, 248.

Ich bin dem in mir Betenden
preisgegeben

»Ein Gebet, zu dem man die Zähne putzt, ist mehr wert als ein Gebet ohne Zähneputzen«. Nach Aussage Abu Hurairas hat der Bote Allahs die Äußerung getan: »Wenn es für meine Gemeinde nicht zu beschwerlich wäre, hätte ich ihnen befohlen, zu jedem Gebete die Zähne zu putzen.« Und er soll (nach Abu Huraira) gesagt haben: »Ich befahl die Zähne zu putzen.«

Abu Hamid Mohammed al Ghazzali

Nicht sein Wortlaut allein
macht das Gebet aus

»Die dritte Weise des Gebetes ist,
dass man bei jedem Atemzug
oder Luftschöpfen
im Geiste betet«

Ignatius von Loyola

»Denke häufiger an Gott als du atmest«
Die Sprüche des Sextus

»Das Gebet ist freilich der Atemzug der Religion«

Karl Hase³⁵

Der über den Zitaten stehende und sie einführende Aphorismus lässt die Zitierten – den arabischen Mystiker, den spanischen Jesuiten, den griechischen Philosophen, den protestantischen Historiker – zu Betenden werden, denen sich der sie zitierende Autor aussetzt, ja preisgibt. Oder ist Gott es, der im Autor und in den Zitierten betet? Aber nach welchem Kriterium sind die Zitate geordnet? Bilden sie einen Gedankengang, ein Gebet? Wer spricht mit wem? Und wie haben die beiden Aphorismen des Autors ihren Platz in diesem betenden Wechselspiel zwischen Zeiten und Räumen, Sprachen und Religionen gefunden?

³⁵ Benyoëtz, Sandkronen (Anm. 1), 200.

Meine Zitate wollen nichts belegen und nichts beweisen, sie müssen sich auch nicht behaupten, aber unentwegt um ihren Rang ringen, um ihre Ordnung kämpfen³⁶

Anders als vor Gericht und im Hörsaal wollen und müssen Zitate in der Dichtung nichts belegen und nichts beweisen. Bei Elazar Benyoëtz aber wollen und müssen sie komponiert werden – zu einer verdichteten Zeugenschaft.

Dass Zitate um ihren Rang ringen, und das unentwegt, also auch nach Erscheinen des Buches, ist eine merkwürdige Vorstellung. Ich finde sie weder in der christlichen (meiner eigenen) noch in der jüdischen Tradition.

Im Neuen Testament, bei den Kirchenvätern und in der kirchlichen Tradition des Christentums werden gern Ketten von Zeugen gebildet: die Augenzugen für den Auferstandenen (1Kor 15), die Glaubenszeugen im Hebräerbrief (Hebr 11), die Bischöfe in der apostolischen Sukzession – Überlieferungsketten, in denen alle Zeugen dasselbe bezeugen. Daher kann sich der Christ, wie der Verfasser des Hebräerbriefs, in eine »Wolke von Zeugen« begeben und in dieser (vermeintlichen) Sicherheit den Glauben wagen (Hebr 12,1).

Anders in der rabbinischen Tradition: Auch hier werden Zeugen aneinandergereiht, doch sagen sie häufig gerade *nicht* dasselbe, sondern werden auch dann in die Kette aufgenommen, wenn sie andere Textdeutungen und Lehrmeinungen vertreten als ihre Vorfahren. Das Zitieren geschieht hier im Bewusstsein der eigenen Kontingenz, im Vertrauen auf die Autorität von Personen (nicht Ansichten) und mit dem Ziel der Bewahrung auch einer gegenteiligen Meinung. Das Ergebnis ist eine dialektische Zeugenschaft. Christoph Grubitz sieht darin sicherlich zu Recht ein Vorbild für die Collagen-Kunst von Elazar Benyoëtz. Doch führt Benyoëtz diese Tradition schöpferisch weiter: Bei ihm stehen Zeugen und Zitate nicht neben- oder nacheinander, sondern sie werden zu Kompositionen verdichtet. In diesen Kompositionen hat jeder Zitierte seine Stimme (deshalb ist die genaue Zuweisung von Wort und Namen im Zitat so wichtig), aber niemand seinen angestammten Platz. Das Ringen und Rangeln der Zitate macht auch vor Selbstzitaten keinen Halt: Es gibt Zitate, auch und zunehmend Selbst-Zitate, die durch verschiedene Bücher wandern und in jedem einen neuen Platz finden. Am stärksten ist diese immerwährende Bewegung bei Lesungen von Elazar Benyoëtz am Werk: Keine ist mit einer vorhergegangenen identisch, und doch begegnen viele einzelne Aphorismen und Zitate immer

³⁶ Benyoëtz, Eselin (Anm. 14), 164.

wieder. Hörerinnen und Leser, die mit dem Werk vertraut sind, werden dann nicht mehr nur durch den Wortlaut von Aphorismen und Zitaten, sondern vor allem durch ihre, auf Zeit und Ort der Lesung zugeschnittene, Neukomposition in Spannung versetzt. So geht das Ringen und Rangeln um die Ordnung von Zitaten und Aphorismen beim Lesen und Hören weiter und auf die Hörenden und Lesenden über.

Damit kommt in den dichterischen Kompositionen von Benyoëtz die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen Wortstamms *citare* neu zur Geltung. Worte aus der Vergangenheit, auch der eigenen, werden »in Bewegung versetzt, rege gemacht« – und zwar nicht nur einmal, von einem (vermeintlichen) Ursprungskontext in das neue Werk hinein, sondern beständig.

Ich zitiere noch einmal die Bibel herbei im Versuch, die Sache auf den Punkt zu bringen. Auch in der Heiligen Schrift überwiegen das Zeugen *für* und das Zeugen *gegen* etwas oder jemanden. Aber manchmal gesellt sich eine andere Präposition zum Zeugen. So im Buch Josua, Kapitel 22, Verse 9–34: Da bauen die Stämme Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse am Jordan einen Altar. Man einigt sich darauf, dass dieser Altar nicht zum Opfern dienen soll, sondern als Erinnerung – ein Denkmal. Darum nennen sie diesen Altar: *ed bejnotejnu ki adonai elohim* »Zeuge zwischen uns, dass Adonai Gott ist« (Vers 34). Mehr noch: Ein Zeuge nicht nur zwischen Zeitgenossen, sondern »zwischen uns und euch und unsern Nachkommen«. Und dann heißt es, dass der Priester Pinchas seine Freude an diesem Altar hatte, dem »Zeugen zwischen uns und euch und unseren Nachkommen« (Vers 27). Pinchas aber ist der Sohn Elazars (Vers 31).

Die Übereinstimmung mit dem Künstlervornamen von Benyoëtz mag Zufall sein oder Intention: Ich deute diese Genealogie als Fingerzeig zum Verständnis von und zum Umgang mit dem, was ich die »verdichtete Zeugenschaft« im Werk von Elazar Benyoëtz nenne. Zitierend ruft der Autor sich selbst – als jüdischen Dichter deutscher Sprache – hervor, immer auf der Suche nach dem vernichteten und fast vergessenen Gegenüber seiner Dankbarkeit. Im unentwegten (Neu)Komponieren der Zitate schafft Benyoëtz einen »Zwischenraum« zwischen den Zitierten, sich selbst und der Leserschaft. Die Leserin tritt ein in den vom Autor verdichteten Denk- und Dankraum, ringt und rangelt mit den versammelten Zeugen und Zitaten – und findet sich, wenn es gelingt, zwischen ihnen wieder, mitten in der von Deutschen zum Untergang bestimmten und tatsächlich fast vernichteten Welt des deutschen Judentums. Zitieren als Prinzip ist Erinnerungsarbeit in dem Sinn, dass die deutschen Leser der jüdischen Geistigkeit innwerden, der auch sie sich verdanken. Dass dieses Werk in mehrfacher Hinsicht unabgeschlossen bleibt, dass es sich im Zitieren weder auf die jüdisch-deutsche Kultur beschränkt noch auf eine Ordnung von Zitaten und Aphorismen endgültig festlegt,

gehört zu den Charakteristika einer Erinnerungsarbeit, die das Gewesene nicht museal katalogisiert und abschließend deutet, sondern für zukünftige dichterische und denkerische Bewegungen offenhält: »Ich bin der Zeuge, der nicht überzeugen will.«³⁷

37 Benyoëtz, Sandkronen (Anm. 1), 233.